

beugte sich so tief, dass die in der Bewegung mitgezogenen Halswirbel den Mann von Scoliose reden ließen; der Magen, der sich bisher geweigert hatte, in die Hose zu rutschen, kam plötzlich hoch bis in die Wangen und vermittelte ihnen seine Leere; inzwischen lief mein ganzer Körper violett an und zitterte wegen der Kälte, erschien so elend, dass ich selbst die Tränen nicht zurückhalten konnte, ich sank auf den Stuhl und schluchzte: „Doktor, ich flehe Sie an, tun Sie was, ich kann nicht mehr!“

Er hat versprochen, etwas zu tun.

Aber was?

Kapitel VII

Ich erkannte ihren kaputten Schritt, ihre sanfte Art zu lächeln und ihre kleinen Nachtartikel auf der Kiste auszubreiten. Es war, als hätte sie immer da geschlafen, im Nachbarbett, dessen Kopf an den von meinem stößt.

Ich hatte gut daran getan, Aliette und ihr Telefon zu verlassen. Gerade wurde ein zweites Bett unter das Fenster gestellt, dort wird Maria schlafen.

Ich war ihr auf den Fluren begegnet, aber ich hatte sie nie so sehr gesehen wie heute Abend. Man muss dazusagen, dass wir mit den Mädchen im anderen Tagesraum nur durch Kassiber, Klotelefon oder Klopfzeichen verkehren. Die Chefin hat Maria den Tagesraum wechseln lassen.

Das Mädchen ist still und unauffällig, aber überhaupt nicht unterwürfig oder nachlässig; sie sieht zu, wo sie bleibt. Zum Beweis hat sie eine zweite Matratze aus einem leeren Bett in ihrem alten Schlafsaal geholt und hochgeschleppt, um sie auf das harte Ding zu packen, mit dem sich die anderen begnügen. Ich habe einen Willkommens-Nescafé gemacht, dann haben wir die halbe Nacht geschwatz, als würden wir uns schon ewig kennen.

Am nächsten Morgen hat sich Maria im Tagesraum mir gegenüber gesetzt.

So wende ich, selbst wenn ich auf das Schreibzeug, den Teller oder die Zeichnung – ich zeichne massenhaft Rosen, um die Briefe zu verzieren – schaue, nicht den Blick von ihr. Schade, dass man schlafen muss, sonst würde ich sie die ganze Zeit ansehen.

Woher kommt dieser Liebesblitz?

Ich habe keineswegs die Absicht, wieder Lesbe zu werden oder Zuhälterin zu spielen, obwohl ich es mächtig nötig hätte, gefüttert zu werden. Nein, mein Liebeskonzept steht endgültig fest, und was den Lebensunterhalt angeht, versuche ich mich allein zu unterhalten, obwohl Maria ordentliche Vorräte zu haben und sehr freigiebig zu sein scheint.

Aber fürs Erste haben wir einen Ärger gemeinsam: Ihr Geld ist gesperrt, wie meins. Und die Geldanweisungen von Mama, die der Freunde, die sie nicht mehr informieren konnte, die draußen angelegten Werte, alles ist in den Staatsschatz gewandert.

Wir haben beide das Glück, vom Leben in der Gemeinschaft nur die Aufrichtigkeit kennenzulernen, denn wenn man uns anlächelt, wissen wir, dass wir gemeint sind und nicht unser Schotter.

Und wir werden nicht davon sterben, einem armen Hund verweigert man nicht den rettenden Strohalm. Die Mädchen sind nicht hundsgemein und kaufen uns gern unseren Ramsch ab. Stück für Stück rauche ich meine Klammotten.

Maria hat keinen gebrochenen linken Arm, nicht mal den rechten, sie häkelt blitzschnell einen Berg von Netzen, mir wird schwindlig, wenn ich sie in dem Tempo arbeiten sehe.

Um zu leben, hat sie außer den verfluchten Netzen nur ein paar Fotos von einem wunderbaren Jungen mit strahlenden Augen, Grübchen und schwarzen Locken; man hat sie nach der Entbindung die vorgeschriebenen achtzehn Monate zusammengelassen, lange genug, damit Maria lernte, Mama zu spielen. Jetzt sieht sie ihr Kind nur noch zur Besuchszeit, die aus Entgegenkommen in der Anwaltsloggia stattfindet und mit Küssen vergeht, *baci, baci*. Dann kommt Maria zurück zu uns, zur Häkelnadel, zur Belote. Oder zur *canzonetta*, die ich gern mag.

„Maria, du gehst mir auf die Nerven. Mach mal halblang.“

Das ist meine Art, eine Zugabe zu verlangen.

Ich mag an Maria das Schweigen, die plötzlichen Lieder, die schnellen und sanften Blicke, den überraschenden Kontrast zwischen ihren hübschen Accessoires, Brille mit italienischem Gestell, ziseliertes Ehering, und den eher dünnen Haaren, der bunt zusammengewürfelten Kleidung; ja, auch der größte Teil ihrer Garderobe wurde beschlagnahmt.

Sie trägt einen meiner Sommerröcke. Es gefällt mir, meinen Rock wie im Spiegel an Maria zu sehen.

Wir tuscheln, wenn wir abwaschen; die Küchenecke ist die, wo man am meisten Ruhe hat, außerdem esse ich gern von sauberen Tellern. Deswegen wasche ich alle ab und sammle dabei noch Punkte als braves, eifriges Mädchen.

Ich stammle in altem Schulitalienisch, Maria korrigiert; die anderen hinter uns werden unruhig. Wenn man sich absondert und dann auch noch eine andere Sprache spricht, kann das nur böses Gerede sein.

Seit zwei Jahren wartet Maria darauf, vor Gericht zu kommen. Jede andere hätte genug, sie aber trägt es mit Eleganz, zeigt ihren Überdruß nur in der kaputten Miene und indem sie stets den Rücken durchdrückt; das kenne ich auch. Und dazu noch die verdammte Brille, die meiner ähnelt.

Trotzdem weiß ich, dass Schultern und Brille nichts bedeuten. Mein Leben lang habe ich gehört, dass man der südländischen Mentalität misstrauen muss: „Bei den Makkaronis weiß man nie, woran man ist, entweder quasseln sie ohne Punkt und Komma, oder sie sind verschlossen und heimtückisch.“

Was riskiere ich schon, mir eine kleine italienische Saison zu leisten? Die Idee der Reise ist verlockend, aber ich muss vorher meinen Michelin lesen.

Warum haben sie Maria den Schlafsaal wechseln lassen? Das muss ich rauskriegen.

Gina, die unten Freundinnen und unklare Beziehungen zu allen im Haus, zu den Gefangenen, Wärterinnen und Besuchern, hat, erklärt mir die Welt.

An einem Nachmittag entführe ich sie zu einem vertraulichen Spaziergang. Im Hof laufen wir zu zweit oder dritt herum und wechseln jedes Mal Ton und Thema, wenn wir zwei oder drei andere treffen, die ebenfalls konspirieren; wir können freier reden als im Tagesraum.

„Warum man sie zu uns gebracht hat? Das weißt du nicht?“

„Du weißt doch, ich kümmere mich nicht um das Gerede, außerdem bin ich noch nicht lange da.“

„Stimmt, du schreibst ja keine Kassiber. Aber trotzdem, darüber haben doch alle geredet. Also, sie haben sie hochgebracht, weil's Theater gab, versuchter Ausbruch. Sie ist mit einem Haufen Itaker draußen in Kontakt, anscheinend hat sie es geschafft, sich Klängen für das Gitter reinschmuggeln zu lassen, natürlich wurde es aufgedeckt – hier erfährt man alles, ich sage dir, diese Weiber, unfähig, irgendwas für sich zu behalten!“

Und so weiter. Als ich zurück in den Tagesraum komme, weiß ich genug. Überall stößt man auf diese Ausbrüche, sie sind wie Vulkane, die nur Rauch ausstoßen; das macht mich nachdenklich. Aber Gina hält sich an die Tatsachen: Da ich bei der Ankunft verkündet habe, dass ich vor Gericht kommen und mir mindestens fünf Jährchen einfangen würde, denkt sie, dass ich natürlich nur den Ausbruch im Kopf haben kann. Erst recht, weil mein Kerl auch hier ist; wenn man zusammen stürzt, ist es geradezu Pflicht, dass sich einer davonmacht, egal wer, um dem anderen zu helfen oder ihn rauszuholen.

„Weißt du, bei mir, Tony hat es geschafft, ihnen im letzten Moment zu entwischen, sonst ...“

„Hast du nichts von ihm gehört?“

Gina sieht mich mitleidig an und macht weiter im Bericht von ihren Scherereien mit den Polypen, Interpol und allen. Ich stehe ziemlich erbärmlich da angesichts ihrer perfekten Organisation, schließlich habe ich als einzigen Kumpanen einen kleinen Ganoven, der erst fünfzehn Jahre hinter sich hat, fünfzehn Jahre Knast, aber das ist Vergangenheit, eine unbedeutende Verbannung als Damoklesschwert mit verrosteter Klinge, und sein Lächeln, seine Umgänglichkeit, sein herzliches Blond.

Abends erzählt Gina von ihrem eigenen Ausbruch; wie alle hat sie versucht, sich davonzumachen. „Ich war auch im unteren Tagesraum, mit Liliane und Josette“, ihren Mitangeklagten; ich glaube, sie haben zusammen einen kleinen Tresor, Damenmodell, weggeschleppt, „im Erdgeschoss, der Tagesraum hat eine Glastür, die direkt auf den Hof führt. Letztes Jahr ließ die Wärterin das Gitter offen und verdrückte sich in die Kanzlei, eine Stunde ganz für uns, einfach so, du kannst dir vorstellen, dass ... Wir waren noch nicht mal beim Untersuchungsrichter gewesen, gerade zwei Wochen da, es lohnt sich noch, sich aus dem Staub zu machen. Die blöden Netze haben uns auf eine Idee gebracht. Aus den Spulen haben wir Stufen gemacht und für die Seiten haben wir geflochten, geflochten, geflochten ... kilometerweise Faden, den wir dem Netzfabrikanten ...“

„Ehrlich“, unterbreche ich sie, „es wäre interessant gewesen, das zu filmen!“

„Jedenfalls hatten wir die Strickleiter in drei Tagen fertig, wir haben sogar eine Brücke gebastelt, um von einer Außenmauer zur anderen zu kommen. Jetzt brauchten wir nur noch einen Haken, um die Leiter an die erste Mauer zu hängen.“

Ich unterbreche die Erzählung erneut: „Wie weit ist es von einer Mauer zur anderen?“

„Ein Meter fünfzig“, sagt Gina wie aus der Pistole geschossen.

Also bei meiner eigenen Flucht – selbst wenn wir annehmen, dass ich systematisch vorgehe – lassen wir die Brücke weg und überspringen einfach den Zwischenraum.

Noch eine Frage: „Und wie habt ihr den Haken gemacht?“

„Das wollte ich gerade sagen. Wir haben im Klo eine Eisenstange rausgerissen. Das war vielleicht eine Arbeit! Die haben wir über dem Ofen erhitzt und gebogen ... Du kannst dir nicht vorstellen, was das für eine Schinderei war!“

Das gibt's nicht, ich träume!

Dabei hatte ich schon von diesem gescheiterten Ausbruch und der Strickleiter gehört; ich weiß, dass an der Geschichte, die Gina erzählt, einiges dran ist. Aber dass drei Mäuschen von Ginas geistigem Niveau – die beiden anderen können nicht besser sein, sie ist das Gehirn – es geschafft haben, nach zwei Wochen Zusammenleben die Zungen einer ganzen Versammlung von Frauen auf ihre Seite zu bringen, überfordert meine Vorstellungskraft.

Ich frage mich allmählich, ob sie wirklich so dumm ist, wie sie aussieht. Ich kann einfach nicht glauben, dass sie blufft. Am festgelegten Tag, alle Wärterinnen sind unsichtbar, holen sie die Strickleiter hervor, die unter einem Berg von Kartons und Klamotten versteckt war; sie tragen sie in den Hof und versuchen sie festzuhaken, indem sie sie hoch auf die Mauer werfen, einmal, zweimal.

Endlich sitzt der Haken.

Gina klettert hoch, setzt sich rittlings auf den Mauertrand und ruft mit unterdrückter Stimme, man solle ihr die Brücke bringen; Liliane hält fest, während Josette zu Gina

kommt. Aber als sie oben ist, kriegt diese Bescheuerte einen Lachkrampf ...

Wir hängen alle an Ginas Lippen, absturzgefährdet wie der Haken an der Mauer; Aliette hechelt mit ihrer ganzen Masse und hat sich halb aus den Laken gewühlt, Nadine liegt völlig horizontal, starr vor Aufmerksamkeit.

Ich mag Nadine sehr, besser gesagt, wir beide mögen Kreuzworträtsel sehr, allerdings mag sie auch Gina sehr, und das verdirbt alles, auch Nadine.

„Sie lachte wie eine Schwachsinnige, Liliane stand mit ihrer Brücke unten, und mir ging mächtig die Muffe. Die Besuchszeit rückte näher.“

Eine Besuchszeit, die nie wissen wird, was sie verdorben hat, eine Stunde Gerede hat Jahre der Freiheit ruiniert. Als sie die Klingel des ersten Besuchers hörten, kamen sie zu sich; Gina ist runtergesprungen und hat die anderen Mädchen gerufen; alle sind rausgekommen, haben sich an die Strickleiter gehängt, sie in alle Richtungen gezerrt und schließlich runtergeholt, gerade als die Wärterin kam.

Die Leiter haben sie ins Klo geworfen wie Scheiße: Wenn der Moment vorbei ist, ist er vorbei. Aber es gab noch ein Nachspiel, als ein paar Wochen später die Jauchegrube geleert wurde. In ihrer Eile hatten die Ausbrecherinnen vergessen, sie in Einzelteile zu zerlegen.

„Du kannst dir vorstellen, was da los war, wir wurden alle zum Chef gerufen und eine nach der anderen ausgequetscht. Aber niemand hat sich getraut, mich zu verpfeifen, und weil das alles schließlich ein Versagen der Aufsicht war – die Wärterinnen müssen beim Hofgang anwesend sein –, hat der Chef die Sache lieber unter den Teppich gekehrt. Angeblich hat er die Leiter aufgehoben, und die ganze Männerabteilung durfte sie bewundern.“

„Ich hoffe, er hat sie vorher saubergemacht.“

Gina reagiert nicht darauf und fährt fort: „Dann habe ich den Tagesraum gewechselt. Die anderen beiden haben sie zusammen gelassen, da machen sie sich im Büro keine Sorgen; sie wissen genau, dass sie unfähig sind, ohne mich irgendwas Ernstzunehmendes anzuleiern. Haben alle ein großes Maul, aber wenn es drum geht, einen Finger krummzumachen ... Und ich, na ja, inzwischen habe ich ein Jährchen hinter mir. Die Sache mit dem Tresor wurde vor der Strafkammer verhandelt ... eigentlich bereue ich nichts. Ich bleibe im Knast, aber mit dem, was ich dem Untersuchungsrichter erzähle, bewahre ich meinen Schatz vor dem Bau. Im Milieu muss ich mich jedenfalls nicht verstecken.“

Abgesehen von dem seltenen Vogel, der mich und den ich in den Käfig gesperrt habe, habe ich noch nie Leute mit Haltung gefunden, die ich seit Urzeiten suche. Voller Hoffnung hebe ich den Kopf: vielleicht Gina ...

Mehrere Nachmittage hintereinander spaziere ich mit ihr unter den Linden herum. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, dass die Lust abzuhauen immer noch in ihr drin steckt und dass es, wenn ich hartnäckig und überzeugend genug bin, einen Weg gibt, etwas Globales zu machen, eine Art wohlütiges Werk sozusagen, in dem die Neigungen all dieser Damen vereint wären.

Was meine eigenen Pläne angeht, bin ich noch unentschlossen. Vielleicht kommt mein Verfahren vor die Strafkammer, der Anwalt legt sich mächtig dafür ins Zeug; vielleicht bekomme ich meine Bewährung. Abends, wenn die Gipfel der Platanen vom Sturm gebeugt in Reichweite der Gitter zu sein scheinen, träume ich; ich träume von einem gigantischen Scherzartikel, bei dem allen das Lachen vergeht, von einem leeren Gefängnis und meinem Wiedersehen mit dem Leben.

Kapitel VIII

Ab und zu kommt ein Mädchen vom Untersuchungsrichter zurück und erzählt mir, dass sie ihren Freund oder ihren Mann gesehen hat, der mit Zizi einsitzt, und dass der ihn mit einem Haufen Sachen für mich beauftragt hat. Durch Dritte kann er mir kaum etwas anderes schicken als „Sachen“, die ich übersetze und deren Anwesenheit ich auf meinem Mund, in meinem Kopf und meinem Herz spüre, über die Abwesenheit und Ferne hinweg.

Mir genügt das. Ich lasse ihn darum kämpfen, eine Kommunikationserlaubnis zu erhalten. Was zu erlauben? Was zu kommunizieren? Teilen wir uns die Aufgaben: Er versucht mir zu schreiben, ich versuche zu türmen.

Wir haben uns nichts zu sagen: Wenn es soweit ist, kehrt, wie alles andere, das Recht zurück, zu schwatzen und herumzutollen, ohne Ende. Beantrage nur, Schatz, ich habe genug davon, mir tut der Kopf davon weh, Episteln aufzusetzen, ich schreibe allen und jedem, ich bin die Schreiberin für den halben Tagesraum.

Trotzdem sorgt man sich um mein Schweigen und wirft mir meine Faulheit vor ... Diese Post, da kannst du dir nur die Kugel geben: fünf Tage für einen Anwaltsbrief, drei Wochen ungefähr für alle anderen, in beide Richtungen.

Ich beschränke mich darauf, mit Automatenpünktlichkeit die Episteln zu beantworten, die ich bekomme. Der Rest ist Schweigen, abgesehen von den Knochen, die murren und ab und zu knirschen. Auch sie bringe ich automatisch zum Schweigen; mit der Sonne lasse ich den Blues